

UWE JUSTUS WENZEL · ZÜRICH

## DURCHSCHAUBARE GESELLSCHAFT

*Über die Idee der Transparenz<sup>1</sup>*

Unter den Losungen, die im Echoraum der Gegenwart widerhallen und dem Trend einen Namen geben, in dem sie liegen, ist die Forderung nach Transparenz keine ganz kurzlebige. Und sie ist auch nicht erst mit jenen Kindern des digitalen Netzes in die Welt gekommen, die unter der Flagge der Piraterie im sozioelektronischen Ozean segeln. Seit zwei Jahrzehnten schon ficht etwa eine honorige Nichtregierungsorganisation international für *transparency* und gegen Korruption. Auch der transparente, nämlich «gläserne» Abgeordnete ist ein Mutant, der im Lexikon der politischen Zoologie nicht erst neuerdings verzeichnet ist. Im Staats- wie im Bankwesen, in Parlament und Wirtschaft ist Transparenz, sind rückhaltlose Offen- und Rechenschaftslegung, Publizität und Partizipation nachgerade zu Geboten der Seriosität geworden – Geboten, denen bereits gesetzliche Arme wachsen, die ihnen Nachachtung verschaffen sollen.

### *Eine Vision*

In den Vereinigten Staaten ist das *transparency movement* traditionsbewusst und sonnt sich gewissermaßen im Glanz einer Sentenz, die auf einen Heroen demokratischer Durchsichtigkeit zurückgeht, auf den Verfassungsrichter Louis Brandeis (1856–1941): «Publicity is justly commended as a remedy for social and industrial diseases. Sunlight is said to be the best of disinfectants; electric light the most efficient policeman.» Von Krankheiten sprächen in diesem Zusammenhang heute zwar nurmehr wenige und von Desinfektionsmittel noch weniger; auch gegenüber dem Polizisten dürfte es Vorbe-

*UWE JUSTUS WENZEL, geb. 1959, Dr. phil, ist seit 1995 für Geisteswissenschaften und Zeitdiagnose zuständiger Redakteur im Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung. Daneben nimmt er einen Lehrauftrag an der ETH Zürich im Bereich Philosophie und Geschichte des Wissens wahr.*

halte geben. Den Augen der Öffentlichkeit jedoch scheinen mehr denn je sonnengleiche Zauberkräfte zugetraut zu werden.

Im Lichte des Lichts zeigt sich sodann eine noch ältere Bewegung, als deren Erbin sich die heutige der Transparenz sehen wollen könnte: die Aufklärung, die Klarheit ins Trübe und eben auch Licht – *enlightenment, lumières* – ins Dunkel bringen wollte. Rousseau war es, dem etwas vorschwebte, was heutigen Transparenz-Freunden das Herz höher schlagen lassen müsste. In seiner Abhandlung über die Wissenschaften und die Künste beschrieb er das ungekünstelte – «raue, aber natürliche» – Zusammenleben von ehemals als eines, in dem «die unterschiedlichen Verhaltensweisen» der Menschen «auf den ersten Blick den jeweiligen Charakter erkennen ließen»; es habe den Menschen «Sicherheit» gegeben, einander «ohne Mühe wechselseitig zu durchschauen». So lichtvoll und einfach allerdings ist an der Transparenz, die heute als Losungswort auf Transparenten verschiedenster Couleur prangt, nicht mehr alles. Bereits auf der politischen Vorderbühne stehen den Erwartungen Befürchtungen gegenüber, die die Devise der Durchschaubarkeit weckt.

Während die einen beispielsweise den Nutzen verschärfter Transparenz nicht nur in der Verhinderung von Machtmissbrauch erkennen, sondern auch in der Stärkung des Vertrauens, das Bürger mit Durchblick in die politischen Institutionen setzen, warnen andere vor der Zerstörung ebendieses Vertrauens durch zu häufige Kontrollblicke.

Die Hinterbühne des Transparenztheaters öffnet sich, sobald nicht nach einem Zuviel oder Zuwenig, sondern danach gefragt wird, wie die Welt im Ganzen aussähe, wenn die Transparenz-Idee Wirklichkeit, wenn nicht nur Parlamentarier und Manager, sondern alle Menschen «gläsern» würden. Etwas anspruchsvoller gefragt: Welcher Gesellschaftsentwurf, was für eine Utopie – oder Dystopie – steckt in dieser Idee? Erste Hinweise auf eine mögliche Antwort finden sich im Milieu der neueren Transparenzbewegung einige.

Der Anfangsimpuls der Bewegung mag der einer Gegenwehr gewesen sein: der Abwehr eines zudringlichen, immer mehr «Daten» speichernden Staatswesens, das den digitalen Fluss der Informationen seiner Freiheit beraube; etwas später dann kam der Wunsch hinzu, auch privatwirtschaftlich organisierten «Datenkraken», von Google bis Facebook, Grenzen zu setzen. Ein geläufiger Slogan aus der Ethik-Fibel der Hacker formuliert dies Motiv sinnig: «Öffentliche Daten nützen, private Daten schützen.» Auf derselben Linie, die Transparenz vornehmlich von den «anderen», von der Gegenseite, verlangt, liegt auch noch – wiewohl mit radikalerem Touch – der Dunkelmann der neuen Lichtbringer, Julian Assange. In einem dieser Tage (bei Campus) auf Deutsch erscheinenden «Aufruf zum Kryptokampf», der in der Tat ein wenig kryptisch anmutet, preist der Wikileaks-Protagonist die Datenverschlüsselung als Waffe der Selbstverteidigung gegen ein totalitäres

Überwachungsregime, das sich «unseres großartigsten Emanzipationsmittels», des Internets, zu bemächtigen drohe.

Die «Cypherpunks», wie sich die Verschlüsselungsrebelln nennen, wähen sich offenkundig in einem Krieg, der Tarnung erzwingt – die militärische Entsprechung zur Privatsphäre. In der Perspektive der Transparenz-Idee, die auf den Zustand der *post-privacy* zuläuft, bleiben sie darum auf halbem Wege stecken. Die Logik dieser Idee scheint keine des Krieges, sie scheint vielmehr eine des Friedens zu sein – der Versöhnung, die in einem sonnenbeschiedenen Glashaus stattfindet, in dem niemand mehr Steine wirft. So phantasiert der schwärmerische amerikanische Internet-Philosoph David Weinberger: «An age of transparency must be an age of forgiveness.» Freilich richtet sich der versöhnliche Licht-Blick weniger auf den Staat als vielmehr auf die Mitmenschen. Weinbergers Gesinnungsfreund Jeff Jarvis verleiht in seinem Buch «Public Parts», das kürzlich unter dem Titel «Mehr Transparenz wagen!» (bei Quadriga) auf Deutsch erschienen ist, der Hoffnung Ausdruck, «wechselseitige Demut» möge unser Leben prägen, wenn «wir alle erst einmal öffentlich sind». Das anbrechende neue Zeitalter steht nach Jarvis unter dem Motto «Ich lache nicht über deine Peinlichkeiten, wenn du nicht über meine lachst.»

### *Ein Erziehungsprogramm*

Nahezu nahtlos schließt sich das gruppentypische Bekenntnis einer jungen deutschen «Piratin» an: «Wir sind hoffnungslose Idealisten und wünschen uns eine diskriminierungsfreie Welt, in der es nicht notwendig ist, sich ins Privatleben zurückzuziehen.» Damit ist ein Wink gegeben, was es heißen könnte, dass Transparenz – wie es eines der einschlägigen Piratenprogramme fordert – «gelebt» werden müsse: Wenn die Transparenz lebt, stirbt das Privatleben. Natürlich wird ein schöner, sanfter Tod erwartet; und natürlich stirbt das Privatleben gar nicht wirklich, vielmehr wird es – durchsichtig. Es verlagert sich, zusehends, in die Sphäre, die einst «öffentliches Leben» genannt wurde. Die Peinlichkeiten, hieße dies wohl, nähmen zu, aber die Bereitschaft, mehr oder weniger höflich über sie hinwegzusehen, wüchse ebenfalls.

Das wäre eine bescheidene und also wenig utopische Utopie. Ja es ist recht eigentlich fast gar keine Utopie mehr, wie man in Anbetracht der real existierenden Entblößungsbühne der sogenannten sozialen Medien wird sagen können – wenngleich zunehmend undeutlich wird, ob dort Peinlichkeiten aus Höflichkeit übersehen oder gar nicht mehr als Peinlichkeiten wahrgenommen werden. Beide Möglichkeiten könnten indes darauf schließen lassen, dass der Transparenz-Idee auch ein Erziehungsprogramm inneohnt. Im einen Fall zielt es auf Abstumpfung, vornehmer: Desensibilisie-

rung, im anderen auf die Verfeinerung des Gespürs für das Schickliche. Vor anderthalb Jahrzehnten, als David Brin sein Buch «The Transparent Society» schrieb, standen die Zeichen noch auf Verfeinerung. Der amerikanische Astrophysiker und Science-Fiction-Autor, der in einem seiner Zukunftsromane übrigens die ganze Welt gegen die Schweiz und das Bankgeheimnis Krieg führen lässt, ist ein Dialektiker: Er möchte die Privatsphäre dadurch retten, dass er die Hülle, die sie umgibt, blickdurchlässig macht. Wie bei Jeff Jarvis ist die Wechselseitigkeit der Angelpunkt und das Mittel, um die zersetzende Kraft des beobachtenden Blicks zu neutralisieren. Brins illustrative Analogie ist die des Restaurants, in dem Menschen ganz öffentlich Privatetwas tun und austauschen, ohne einander in Verlegenheit zu bringen: Man sieht einander und sieht einander doch nicht. (Das macht, nebenbei, auch den Unterschied zu Rousseaus Vision aus.) Dabei seien nicht nur *mutual civility* und gewöhnlicher Anstand gefragt, eine wichtige Rolle spiele zudem der Wunsch, nicht beim stieren Starren ertappt zu werden.

### Ein Idyll

Es soll also in der transparenten Gesellschaft peinlicher werden, Peinlichkeiten zu beobachten, als sie zu begehen. Da aber auch das Beobachten beobachtet werden muss, um peinlich zu sein, kommt es zuletzt doch stets auf das Beobachtetwerden an. – So wären wir denn also ins 19. Jahrhundert zurückgekehrt, zu Jeremy Bentham? Der englische Utilitarist, Sozialreformer und Erfinder des «Panopticons» – einer für Gefängnisse, Fabriken und Besserungsanstalten aller Art verwendungsfähigen Überwachungsarchitektur – erachtete dies für eine unbezweifelbare Wahrheit: «... the more strictly we are watched, the better we behave.» Dass in Zeiten eines unterhaltungselektronisch verallgemeinerten Exhibitionismus eher das Gegenteil zutrifft, liegt auf der Hand. Aber es geht um Lebensentwürfe, die sich in der grassierenden Transparenz-Idee abzeichnen. Im Fluchtpunkt des angedeuteten Entwurfs verwandelt sich die Kontrolle durch eine zentrale Instanz in eine freiwillige Selbstkontrolle oder, davon kaum unterscheidbar, in eine Sozialkontrolle, die auf dem Wege der Wechselseitigkeit dezent verallgemeinert – und unsichtbar wird. Bisweilen kann Utopie sich in einem unpolitischen Idyll für freundliche Spießier erschöpfen.

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Der mit freundlicher Genehmigung der Neuen Zürcher Zeitung hier wiederabgedruckte Beitrag von Uwe Justus Wenzel erschien erstmals am 09. März 2013.